

Karl V. hatte sein Meisterstück der Staatskunst vollbracht. Der schmalkaldische Bund war zersprengt. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, das Haupt des Bundes, mußte am Abend des 24. April 1547 vor seinem „allernädigsten Kaiser und Herrn“, den er noch eben als „Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt“, zu tituliren pflegte, das „Knie beugen“, die spanische Reverenz machen, wie das in der damaligen spanischen Hofsprache genannt wurde. Landgraf Philipp von Hessen that wenige Wochen darauf, am Abend des 19. Juni, „auf dem großen Saale in des Kaisers Losament zu Halle, im Beisehn vieler Herren, Kurfürsten, Fürsten, fremder Potentaten, Botschafter, Grafen, Obersten, Befehlshaber und einer großen Anzahl anderer Leute, soviel als ins Gemach gehen und von außen durch die Fenster darein sehen konnten“, gleichfalls den Fußfall und leistete demüthige Abbitte, erwirkte aber nichts weiter, als daß er sich keiner ewigen Gefangenschaft zu versehen habe. Die anderen Fürsten, Herren und Städte des Bundes waren den Häuptern entweder schon zuvorgekommen in rascher und schmachvoller Unterwerfung oder ihnen schleunigst gefolgt. Durch unermessliche Kontributionen, Lieferungen an Geschütz und Kriegsmaterial aller Art hatten sie die Gnade des Kaisers und Aufhebung der über sie verhängten Acht erkauf; die demüthigen Formen der Ausöhnung, die Keinem erlassen wurden, mochten im Augenblick gegen diese materiellen Opfer

gar nicht in Anschlag gebracht werden. Mit Recht wurde ihnen schon damals gesagt: hätten sie nur den vierten Theil dessen, was sie dem offenkundigen Feinde ihres Glaubens und ihrer Freiheit zahlen mußten, daran gesetzt, beide zu vertheidigen, so würden sie den Krieg jahrelang haben führen können, was ebensoviel hieß, als ihn siegreich führen. Dergleichen ist in ähnlichen Situationen stets mit dem gleichen Rechte gesagt worden, hat aber niemals verhindert, daß dasselbe sich stets wiederholt hat.

Karl V. war ein zu gewiegter Politiker, um seinen Sieg zu überschätzen. Er wußte wohl, daß er nur so weit Gehorsam fand, als die Gegenwart seiner Soldateska denselben erzwang. Alles hing daher davon ab, ob er die genügende Truppenmacht so weit zerstreuter Gebiete, vom Fuße der Alpen bis zu den Küsten der Nordsee, zusammenzuhalten vermochte. Das war aber zumeist eine finanzielle Frage. Denn der Soldat jener Zeit, der echte, richtige Söldner, machte seine Dienste ganz allein vom Beutel abhängig. Wurde er gut und vor allem pünktlich bezahlt, so war das Größte mit ihm möglich. Stockte dagegen der Sold, so erfolgte sofort Lösung der Disziplin, offene Widersetzlichkeit und eine vollständige Zersplitterung der Heere. Nun hatte dieser „deutsche Krieg“ dem Kaiser mindestens drei Millionen Goldgulden gekostet, aber alle Straf gelder und Kontributionen, alle päpstlichen Hülfsgelder und die der katholischen Reichsstände hatten nicht mehr als anderthalb Millionen gebracht. Es war eine bedenkliche Ebbe im kaiserlichen Schatze, und die Fugger und Welser, die wohl hätten helfen können, waren nicht mehr so unbedingt zum Kreditgeben geneigt, wie etwa zehn oder zwanzig Jahre früher.

So war es jetzt die Hauptaufgabe der klugen Männer im Rathe des Kaisers, neue Geldquellen aufzuspüren, — ein Geschäft, dem sie sich mit um so größerem Eifer widmeten, als es

Jedermann, den Kaiser selbst nicht ausgenommen, wohl bekannt war, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil davon nebenab in ihre Taschen floß. Freilich waren die eigentlichen Goldbäche, die in den reichen Städten oder in den Schatzkammern der größeren fürstlichen Rebellen entsprangen, schon abgeleitet, und was noch übrig blieb, konnte auch bei den umsichtigsten Bohrversuchen nicht mehr so ergiebig ausfallen. Aber die Menge mußte auch hier ersehen, was die Fülle zu wünschen übrig ließ.

Es kam also darauf an, möglichst viele „Schuldige“ von dem vergangenen Kriege her zu erspähen, nicht um sie zu bestrafen, sondern nur um sie bezahlen zu lassen, so viel als sich nur immer aus ihnen herauspressen ließ. Unter diese eigenthümliche Kategorie von Schuldigen wurden auch die Grafen von Waldeck gezogen, um welche man sich sonst am kaiserlichen Hofe und in der kaiserlichen Politik wenig zu bekümmern pflegte.

Das alte gräfliche Haus Waldeck gehörte zu denen, auf die das volksmäßige Wort des Freidank:

„Breite Egen werden schmal,  
Wenn man sie theilet nach der Zahl“

in vollstem Sinne seine Anwendung gefunden hat. Fortwährende Theilung eines nicht übermäßig großen Besitzes ließen eine Linie nach der andern aufschießen, trugen aber nicht dazu bei, das Gesamtgut des Hauses zu vermehren oder seine politische Stellung zu verbessern. So war es gekommen, daß die früher reichsunmittelbaren Grafen im 15. Jahrhundert sich unter die Lehnsherrlichkeit eines mächtigeren Nachbarn, des hessischen Landgrafen, begeben mußten, ohne damit ihre Reichsstandrechte aufzugeben. Es war dies eines der unzähligen unklaren, staatsrechtlichen Verhältnisse, mit denen der Organismus des Reiches in den letzten Zeiten des Mittelalters sich beschwert hatte. So lange alles im ebenen Geleise fortging, mochte man sich leidlich

dabei behelfen, aber jede Krisis mußte Gelegenheit zu den fatalsten Verwirrungen für alle Betheiligten geben.

Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges gab es nicht weniger als vier regierende Herren im kleinen Waldecker Lande: Philipp IV. von der Wildungischen Linie und die drei Brüder Wolrad II., Philipp V. und Johann von der Eisenbergischen Linie. Alle diese hatten ihrem Lehnsherrn, dem hessischen Landgrafen Philipp, als er sie zur Lehnsfolge im Jahre 1546 aufbot, Gehorsam geleistet, wie es getreuen Vasallen geziemt und sie es bei Strafe der Verwirkung ihrer Lehen schuldig waren. Doch waren sie nicht in den Fall gekommen, für ihren nächsten Lehnsherrn das Schwert gegen ihren obersten Lehnsherrn, den Kaiser, zu ziehen. Ehe noch das kaiserliche Heer den Landgrafen an seinem eigenen Herde auffuchen konnte, entschloß er sich zur Unterwerfung, und die aufgebotenen Vasallen wurden entlassen. Ein kaiserlicher Kommissar verkündete allen Denen, welche für den Landgrafen und gegen den Kaiser die Waffen getragen, vollständige Amnestie unter der Bedingung, daß sie sich fortan ruhig hielten. Die waldeckischen Grafen wirkten, wie die meisten der mit ihnen in gleicher Lage befindlichen Herren und Ritter, zur größeren Sicherheit noch eine förmliche Urkunde darüber von eben diesem kaiserlichen Kommissar aus, vor dem sie sich persönlich gestellt hatten, und durften sich nunmehr der Hoffnung hingeben, unbelästigt zu bleiben.

Da erfolgte wie ein Blitz aus heiterer Luft am 12. März 1548 eine Citation an die drei Brüder Wolrad, Philipp und Johann, sich zur persönlichen Verantwortung vor dem Kaiser, der damals zu Augsburg residirte, am 16. April zu stellen. Dem kaiserlichen Mandate mußte unter damaligen Umständen gehorcht werden, wo spanische, italienische und deutsche Truppen durch ganz Niederdeutschland kantonirten und jede Widerseßlichkeit durch das schärfste summarische Verfahren geahndet werden



konnte. Es machten sich daher die drei Brüder schleunigst reisefertig.

Schon am 5. April konnten die gräflichen Brüder mit einigen erprobten Räten und weniger Dienerschaft vom Schlosse Waldeck ausreiten dem Süden zu. Mit diesem Datum beginnt das Tagebuch, dem die folgenden Schilderungen entnommen worden. Es ist von dem Grafen Wolrad eigenhändig und meist in großer Ausführlichkeit geschrieben, natürlich in lateinischer Sprache, wie es sich für einen so gelehrten Herrn ziemt. Der „Gelehrte“ ist ein Beiname, der ihm damals sehr häufig und nicht bloß aus Schmeichelei beigelegt wurde. Das Tagebuch vergegenwärtigt uns ein Stück deutscher Geschichte in der Unmittelbarkeit des selbsterlebten Begegnisses, wie keine andere geschichtliche Aufzeichnung dieser Zeit.

In schweren Sorgen wurde die Reise angetreten. Namentlich mußte Wolrad aus triftigen Gründen Schlimmes fürchten. Er hatte sich bei verschiedenen Gelegenheiten als eifriger Verfechter der neuen Lehre bemerklich gemacht. Zu dem letzten, ganz verunglückten Vereinigungsversuch der beiden Glaubensbekenntnisse, dem Religionsgespräche zu Regensburg im Winter 1545—1546, war er auf den Wunsch des großen Straßburger Theologen Bucer vonseiten seines Lehnsheeren, des Landgrafen Philipp, zwar nur als Zuhörer gesandt worden, aber sein Glaubenseifer hatte ihn fortgerissen, so daß er einmal die hämischen Invektiven des kaiserlichen Kaplans Petrus Malvenda allerdings nicht sehr parlamentarisch unterbrach. Daß ihm Malvenda Rache geschworen hatte, wußte er, und gleichfalls, was jener bei dem Kaiser galt. Außerdem bekümmerten ihn allerlei an sich geringfügige Streithändel mit seinen Nachbarn, wie sie jeder deutsche Territorialherr damals duzendweise hatte. Aber das Gefährlichste dabei war, daß er Protestant und seine Gegner Katholiken waren, darunter der neue Erzbischof Adolf

von Köln, den man als einen besonderen Günstling des Kaisers betrachtete und zugleich auch als einen besonders heftigen Feind der neuen Lehre und ihrer Anhänger. Man hatte den Grafen einstweilen wissen lassen, daß er sich zu Augsburg nicht bloß wegen Hochverraths gegen den Kaiser, sondern auch wegen Friedensbruchs gegen harmlose Nachbarn zu verantworten haben werde. Seine Brüder durften die Sache leichter nehmen. Sie konnten in Augsburg auf einflußreiche Gönner hoffen, vor allem auf den Herzog Wilhelm von Cleve, der damals bei dem Kaiser und König Ferdinand viel galt, weil man ihn gut brauchen konnte. Dieser clevesche Herzog war ihrer noch lebenden Mutter leiblicher Bruder, Wolrad aber, aus der ersten Ehe des Vaters, entbehrte diese mächtige Verwandtschaft. Beide jungen Grafen standen noch in den Jahren, wo man frischer in die Welt hinausfieht, der eine war 27, der andere 26 Jahre alt. Wolrad dagegen hatte beinahe schon das vierzigste Jahr erreicht. Die jüngeren Brüder waren noch unverheirathet, er aber seit zwei Jahren mit einer innig geliebten jungen Frau, Gräfin Anastasia von Schwarzburg, verbunden, die ihm schon ein Töchterchen geboren hatte. Daß er Weib und Kind in diesen Zeiten schutzlos zurücklassen mußte, war nicht der geringste Theil seines Kummers, denn wer bürgte dafür, daß er nicht als Geächteter seiner Heimath für immer den Rücken kehren mußte?

Je näher man Augsburg kam, desto deutlicher zeigten sich die Merkmale der traurigen Zustände, unter denen die Gefinnungsgenossen der Grafen damals lebten. Schon in Nürnberg war alles voll Angst und Verwirrung über die weiteren Pläne des Kaisers in Bezug auf Religion und bürgerliche Freiheit. In der Reichshauptstadt Weisenburg begegneten die Augen der zum Thore Einreitenden zuerst den kaiserlichen Fahnen, als Zeichen, wer jetzt hier der wahre Herr sei. Bei

Donauwörth übernachtete man in demselben Zimmer der Herberge zum goldenen Löwen, wo kurz vorher der Landgraf von Hessen neunzehn Wochen lang als Gefangener gehalten und von seiner spanischen Wache nicht wenig gequält worden war, — eine Erinnerung, die nicht eben ermunternd wirkte. Vorher, zwischen Monheim und Weixenburg, war Graf Wolrad mit genauer Noth aus augenscheinlicher Todesgefahr gerettet worden: sein Pferd war in der Furth eines angeschwollenen Baches gestürzt und er im Bügel hängen geblieben.

So ritten sie denn schweren Herzens am Mittag des 14. April in Augsburg ein. Im Gewirr des Reichstags, des stattlichsten und schicksalschwersten des ganzen 16. Jahrhunderts, hätten sich die Waldecker Herren wohl schwer zurecht gefunden, wenn sie nicht alsbald sich an einen trefflichen Führer und Berather gewendet hätten. Dies war der Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg, einer der bedeutendsten deutschen Fürsten dieser Zeit, obwohl an Landbesitz vielen nachstehend. Aber er hieß nicht umsonst der „reiche“ Graf, und was mehr war, er kannte den kaiserlichen Hof und alle leitenden Persönlichkeiten aufs Genaueste, galt mit Recht für einen der treuesten Diener des Kaisers, machte aber kein Hehl daraus, daß er offen der neuen Lehre zugethan sei. Er hielt es darin anders als sein großer Sohn Wilhelm von Oranien, der den wohlverdienten Ruhm des Vaters ganz verdunkelt hat. Jener Graf Wilhelm nahm die mißlichen Angelegenheiten der ihm nahe verwandten Waldecker sofort in seine Hand. Sein Rath war es, der Wolrad bestimmte, alles daran zu setzen, den Handel mit dem Kölner Erzbischof auf gütlichem Wege zu schlichten. Graf Wilhelm suchte persönlich den hohen geistlichen Herrn auf. Freilich konnte er ihn nicht sprechen, da er noch mit einem tüchtigen Kausche vom vorhergehenden Tage zu Bette lag. Schließlich gelang es dem Vermittler, den Erzbischof zu einem

Bergleich zu bewegen, allerdings nur gegen schwere Opfer seitens Wolrads. Damit war eine große Gefahr für die Hauptangelegenheit, die Rechtfertigung vor dem Kaiser wegen Hochverraths, abgeschnitten.

Mittlerweile war auch dieser Hauptprozeß in Gang gesetzt, aber der Gang war und blieb schneckenhaft. Nicht sehr ermutigend lautete es, wenn Kurfürst Moriz von Sachsen inmitten einer zahlreichen Gesellschaft von höchsten und hohen Herren und Frauen bei seiner Schwiegermutter, der Landgräfin von Hessen, sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß auch Graf Wolrad auf dem Reichstag erschienen sei. Moriz selbst konnte allerdings damals kein direktes Interesse haben, dem Grafen zu schaden, aber seinem Freund und Mitgesellen bei dem Verrath an den Glaubensgenossen, dem wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg - Kulmbach — sehr mit Unrecht der deutsche Alcibiades genannt — war Wolrad persönlich unangenehm und seine Gegenwart in Augsburg nicht wenig unbequem.

Formell wurde der Hochverrathsprozeß in der Art geführt, daß die Angeklagten ihre mündliche und schriftliche Vertheidigung in eigener Person oder durch ihre Beauftragten bei gewissen, dazu deputirten kaiserlichen Räten anbrachten. Diese hatten dann an den Kaiser zu referiren, von dem das Urtheil gesprochen werden sollte. Thatsächlich verhielt es sich aber anders. Der Kaiser selbst kam eigentlich nur im letzten Aufzug oder in der Schlussscene dieser Tragödie auf die Bretter, und alles wurde von seinen Ministern, dem jüngeren Granvella und Bigliuz, auf eigene Hand entschieden.

Erst nach einer ganzen Anzahl müßig verbrachter Tage gelangten die Waldecker Grafen zur Audienz bei Granvella. Er hörte den Vortrag ihres rechtskundigen Beistandes ruhig an, aber die Antwort, die er ertheilte, gab keine günstigen Aussichten. Da mußte man sich denn in Geduld fügen und auf

die kaiserliche „Resolution“ — ein Wort, das damals in Deutschland noch wenig gehört und, wie das gräfliche Tagebuch sagt, erst von den neuen Leuten, die jetzt herrschten, neu hereingebracht war — so lange warten, als es den „Halbgöttern am Hofe“ gefiel, sie warten zu lassen. Richtig genug bemerkte einmal selbst einer der ersten kaiserlichen Räte, der Vizekanzler Dr. Seld, es sei die Art dieses Hofes, die Menschen durch Verzögerung umzubringen. Dieselbe Klage, die die Waldecker Grafen führten, ertönte von allen Seiten. Die Ursache davon ist nicht schwer zu finden: alle kaiserlichen Minister und Räte waren fleißig an der Arbeit, aber der Arbeit war zu viel. Der eine Mann, auf dessen Schultern alles lag, war damals noch dazu alt und krank. Es war der bekannte Nicolaus Starendt, der „erlauchte Herr von Granvella“, wie ihn Graf Wolrad und viele andere Hochgeborene dieser Zeit ironisch zu betiteln pflegten. Denn der bis zu dem grenzenlosesten Einfluß emporgestiegene ehemalige Schreiber aus Burgund, in dessen Hand die große Politik und die Regierung der halben Welt lag, war und blieb ihnen trotz seiner Nobilitirung nur ein pffiffiger und vom Glück begünstigter Emporkömmling. Daß ihn der Kaiser wie einen Vater ehrte, ist eine vielleicht etwas sentimental gefärbte Aeußerung eines damaligen Beobachters, gewiß aber ist, daß er alle Geschäfte ihm überließ und sich nur die letzte Entscheidung vorbehielt, die natürlich immer so ausfiel, wie sie der allmächtige Minister vorbereitet hatte. Damals aber lag er, der Sechzigjährige, schwer darnieder, und wenn auch sein Geist und seine Geschäftskenntnisse nicht zu entbehren waren, so konnte er doch unmittelbar nicht mehr in die Geschäfte eingreifen. Dies überließ er seinem Sohne Anton, dem Bischof von Arras, demselben, der sich später nach dem Tode des Vaters dem Kaiser ebenso unentbehrlich zu machen wußte, wie es der Vater gewesen war. Nur mit diesem jüngeren Grafen hatten daher die



Waldecker Verkehr, aber da der ältere von dem Kaiser nach wie vor als untrügliches Orakel benutzt und ihm alle Geschäfte vortragen und nichts entschieden wurde, bis der arme Sichtbrüchige einen schmerzfreien Augenblick gefunden hatte, wo er seinen Rath erteilen konnte, so war er es in der letzten Instanz, von dem auch die Sache der Waldecker Grafen abhing. Natürlich trug dies nicht dazu bei, den ohnedies langsamen Geschäftsgang zu beschleunigen. Ohnedem waren gerade damals politische Angelegenheiten weltgeschichtlicher Tragweite in Menge zu erledigen. Jetzt endlich sollte die große Frage der Zeit, die kirchliche, gelöst werden. Die Protestanten auf der einen Seite, der Papst und das von ihm beherrschte Konzil auf der anderen, die drohende Haltung des neuen französischen Königs Heinrich II., die Verhältnisse Ungarns, der Waffenstillstand mit Soliman II. und viele andere Dinge von gleicher oder ähnlicher Bedeutung, — das alles wurde vor dem Bette des alten Granvella erwogen. Der Kaiser selbst aber blieb nach wie vor ein Mann, der jedem raschen Entschluß abhold war, der jede Entscheidung, auch wenn er sie innerlich schon getroffen hatte, formell wenigstens möglichst lange hinausshob. Wie hätte man da Zeit für eine solche Bagatellsache, wie die der Waldecker Grafen, finden sollen? Ein kaiserlicher Sekretär erzählte ihnen, wahrscheinlich um sie zu trösten, daß ein Landsmann von ihnen, der nichts weiter als die kaiserliche Unterschrift für ein Dokument haben wollte, zehn Monate in Augsburg sich herumtreiben mußte, bis er sie glücklich erlangte. Aber selbst ein Mann wie Graf Wilhelm von Nassau wartete damals schon viele Monate auf eine kaiserliche Resolution; er hatte bereits 30 000 Goldgulden in Augsburg verzehrt, was bei ihm, dem reichen Grafen, angehen mochte. Aber mit solchem Troste war natürlich den armen Grafen wenig gebient.

Wollte man einen Blick oder gar ein Wort des Almäch-

tigen erhaschen, so mußte man früh auf den Beinen sein und es sich nicht verbrießen lassen, stundenlang vor der Thür des Bischofs zu stehen, umschwirrt vom Gedränge anderer hohen und niederen Sollicitanten aller Nationen und Länder, fremder Gesandten, kaiserlicher und königlicher Hofleute und Rätthe, aber auch neben geistlichen Herren und Mönchen; Kammerdiener der höchsten und hohen Herrschaften, Zwerge, Neger und andere seltsame Gestalten aus der Umgebung des Kaisers, der daran großen Gefallen fand, drängten sich durch die Menge der meist hochgeborenen Antichambrirenden und waren meist glücklicher als sie. Jenen öffnete sich die geheimnißvolle Thür, die zu dem Gemach des Ministers führte, sie hatten nur das Recht, durch die Spalte ihnen nachzusehen. Ging dann die Thür auf, so trat der Bischof natürlich nicht allein, sondern schon umdrängt von einer Schar besonders Begünstigter heraus, und man konnte meist nur sagen, daß man ihn gesehen oder einen freundlichen Gruß erhascht habe.

So ging es Tag für Tag vom 20. April bis zum 28. Mai. Aber wie sich Wolrad mit Luther tröstete: „endlich ist nicht ewig, der Glende leidet wohl, aber nicht allwege“, so geschah es. Als die Grafen am Morgen des 28. Mai ihren gewöhnlichen Posten bezogen hatten, rief ihnen der Bischof entgegen: morgen um acht Uhr sollten sie ihre Resolution haben. Am 29. Mai zur festgesetzten Stunde öffnete ihnen der französische Kammerdiener Leonard die Thür des bischöflichen Gemaches. Ihnen gegenüber sahen sie den Minister stehen, zu seiner Linken den Vizekanzler Dr. Seld. Derselbe verlas die kaiserliche Entscheidung. Die jüngeren Grafen hatten auf die Forderung, welche ihre Mutter gegen den Kaiser zu haben glaubte, zu verzichten und außerdem dem letzteren 5000, Wolrad dagegen 8000 Goldgulden zu bezahlen.

Wolrad war am härtesten getroffen. Denn 8000 Gold-

gulden mag ungefähr das Vier- oder Fünffache seiner gesamten Einkünfte betragen haben; diese waren außerdem noch durch eine nicht unbedeutende jährliche Rente an seine Stiefmutter und mancherlei Schulden vom Vater her belastet. Wolrad mußte sich sagen, daß er ruiniert und zum Bettler gemacht sei, und es kann nur Mitleid erwecken, zu sehen, welche vergebliche Mühe er sich gab, die harten Herzen seiner Feinde zu erweichen.

Allerlei zu denken giebt eine gelegentlich hingeworfene Aeußerung Granvellas: Der Graf wisse doch, mit welcher Uneigennützigkeit er für seine Person gegen ihn verfahren sei, da er bisher weder irgend einen Geldgewinn gezogen habe, noch künftig daraus ziehen werde. Möglich, daß dies ein versteckter Wink für Wolrad war, der ihn jedoch nicht verstanden hat. Alle Schilderungen des kaiserlichen Hofes dieser Zeit stimmen darin überein, daß man mit Geld bei den Granvellas, Vater und Sohn, sehr viel ausrichten konnte. Der Kaiser sah ihnen dabei durch die Finger. Es gehörte zu seinen Eigenthümlichkeiten, daß er seine Diener gerne gut gestellt sah, aber er selbst gab nicht gerne Geld aus, hatte freilich auch immer Ebbe in seinen Kassen, trotz Mexiko und Peru. Wo er sicher war, daß das Staatsinteresse nicht darunter litt, war es ihm daher ganz erwünscht, wenn sich seine Minister Nebeneinkommen verschafften. Auf diese Art berechnete man die jährlichen Einkünfte des älteren Granvella auf 70 000 Dukaten, von denen nur ein kleiner Theil aus dem kaiserlichen Beutel floß. Auch der Sohn hatte schon einen hübschen Anfang gemacht. Auch er stand sich außer seinen Pfründen auf 16 bis 17 000 aus bloßen Nebeneinnahmen. Die Sache war so allgemein bekannt, daß Granvella selbst gelegentlich einen Witz darüber machte. Als er nach dem Schluß des Reichstages schwere Kisten und Kasten zur Versendung in die Niederlande packen ließ, fragte man ihn, was sie enthielten. »Peccata Germaniae« war die Antwort. Auch unser Tagebuch

spricht oft genug von den Harpyen am Hofe, erwähnt auch, daß die anderen kaiserlichen Rätthe offenbar aus Neid sich oft über die unersättliche Raubgier der Familie Granvella beklagten; aber Graf Wolrad scheint keinen Versuch gemacht zu haben, sich auf diese Art loszukaufen. Wäre dies geschehen, so würde das Tagebuch, das auch in solchen Dingen sehr genau ist, nicht davon schweigen. Ehrenhaft war dies gewiß, ob aber auch klug, darf man dahingestellt sein lassen.

Um des lästigen Bittstellers entledigt zu werden, gab man dem Grafen zu verstehen, daß, wenn er sich nicht bald zur Zahlung bequeme, die kaiserliche Forderung noch verschärft werden könnte. Das wirkte. Wolrad beeilte sich jetzt, die Schuldburkunde ausgefertigt zu erhalten, und athmete etwas freier, als ihm die Versicherung gegeben wurde, der Kaiser werde auch leidliche Fristen für die ratenweise Bezahlung setzen. Am 18. Juni war die Reinschrift besorgt, Unterschrift und Siegel angebracht. Dafür mußten noch 200 Goldgulden in die kaiserliche Kanzlei gezahlt werden.

Aber noch war keine Möglichkeit, Augsburg zu verlassen. Es war dem Hauptschuldigen Wolrad noch eine besondere Genugthuung aufgespart, die seinen Brüdern erlassen wurde. Er sollte nämlich den Kaiser kniend um Verzeihung und Gnade bitten, wie es allerdings manche andere Fürsten vorher schon hatten thun müssen. Der Graf wehrte sich aus allen Kräften dagegen, aber er mußte sich fügen. „Wehe,“ sagt das Tagebuch, „es kommt der Götzendienst der Aegypter wieder auf!“ Granvella dagegen meinte lächelnd, warum er sich so sträube, etwas zu thun, was andere, viel größere Fürsten auch gethan hätten? Selb. gab wenigstens Hoffnung, er wolle dafür sorgen, daß es im Beisein möglichst weniger Zeugen vor sich gehe. Doch zog es sich immer noch einige Tage hin, obwohl der Fußfall in einigen Minuten abgethan sein konnte.

Am Morgen des 21. Juni schickte er seinen Rath, Magister Liborius Florus, nochmals an den bevollmächtigten Minister. Derselbe stellte Granvella vor, daß sein Herr in dem übertheuren Augsburg durch längeren Aufenthalt ganz ruinirt werde. Es sei nahe daran, daß der Graf seine Pferde verkaufen müsse. Jedenfalls hatte er schon mehrere Darlehen aufnehmen müssen, denn das Geld, das er ursprünglich für die Reisekosten bestimmt hatte, war längst verzehrt. Wenn man hört, daß er das von ihm bewohnte Quartier wöchentlich mit mehr als zehn Goldgulden bezahlen mußte und dafür nichts weiter als die leeren Wände und Stallungen hatte, daß er für standesmäßigen Unterhalt seiner eigenen Person und einer Anzahl höherer und niederer Diener sorgen mußte, so begreift man, daß die 1000 Goldgulden, die ihm seine Schwiegermutter zu der Reise geliehen hatte, nicht weit reichen konnten. Das schien denn auch einigen Eindruck auf den Bischof zu machen. Hier war gar nichts mehr herauszupressen. Er war so überaus gnädig, die Audienz bei dem Kaiser sofort anzusetzen. Florus mußte zu seinem Herrn rennen und ihn herbeiholen, wo und wie er ihn fände. Er fand ihn auch bald und zwar in dem unscheinbarsten Alltagskostüm, sogar in bedenklich abgetragenen Schuhen. Aber er durfte sich nicht erst in die spanische Hoftracht werfen, sondern mußte, so wie er war, folgen; nur den seidenen Mantel konnte er umwerfen. Das Weitere schildert das Tagebuch in großer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit, daher wir uns hier unmittelbar an dasselbe anschließen wollen.

„Als wir (d. h. Wolrad und sein Rechtsbeistand Florus) in den kaiserlichen Palast gekommen waren, fanden wir den kaiserlichen Sekretär Pfinzing auf dem Gang an der hinteren Treppe. Florus fragte ihn sofort, wo es nach dem Bischof gehe. Er hieß uns in eine Stube treten, die uns gerade gegenüber lag. Ich klopfte daher an, der Thürhüter wollte uns



zuerst nicht eintreten lassen. Da kam ein anderer älterer Thürhüter dazu und führte uns hinein und dann weiter durch diese und eine andere Nebenstube bis zu einem Vorjaal unmittelbar vor dem kaiserlichen Gemache. Als wir da warteten, schlüpfen nach und nach vornehme Hofleute herein. Nach einer kurzen Weile kehrte jener ältere Thürhüter, der uns hereingelassen, aus dem kaiserlichen Gemache zurück und meldete, der Bischof von Arras sei allerdings bei dem Kaiser, aber der Kaiser noch nicht angekleidet. Inzwischen befahl ich Gott meine Seele mit Gebet und Meditation.

Es dauerte noch einige Zeit, da trat der einäugige Pappenheim, der Reichsmarschall, herein. Der fragte den Magister Florus, wer das sei, der da am Ofen stehe. Florus antwortete, das sei der Graf Wolrad von Waldeck. Darauf sagte der Marschall: „Das ist ja wohl der Graf, der den Fußfall vor dem Kaiser thun soll?“ — „Ja wohl,“ war die Antwort. Der Marschall begrüßte mich und sagte: „Herr, Ihr müßt Euer Schwert ablegen; wenn nur ein Edelknabe bei der Hand wäre, um es zu halten!“ Der Marschall, ein biederer und schlichter Mann, machte sich selbst auf und holte unsern Adrian (von Zeegen) herbei und gab ihm das Schwert. Dann kam er wieder und instruirte uns über die Zeremonien beim Fußfall. Ich sollte das Gesicht zu Boden kehren, bis mich der Kaiser aufstehen und heraustreten heiße. Ich dankte ihm für diese Belehrung, ebenso auch, daß er mich unbelästigt in meinem Quartier gelassen habe.\*

Nun war es fast zehn Uhr worden. Da kam der Freiherr von Schaumburg (der Bruder des Kölner Erzbischofs), der kaiserliche Schloßhauptmann und der Oberste der kaiserlichen Leibwächter, der von Zeltingen und viele andere Italiener und

\* Der Reichsmarschall hatte von Amts wegen die Vertheilung der Quartiere für die beim Reichstag Anwesenden zu besorgen.

Spanier vom kaiserlichen Hofstaate. Auch fehlte Pater Malvenda, der kaiserliche Kaplan, nicht. Der sah mich tückisch von der Seite an und lachte in einem fort. Er konnte sich kaum enthalten, daß er nicht gar mit dem Finger auf mich gezeigt und gesagt hätte: So habe ich's gewollt, schlimmer konnte es dir nicht kommen!

Neben dem eigentlichen Wohngemach des Kaisers liegt eine kleine Stube, und ich hoffte, daß da die Zeremonie vor sich gehen werde. Aber ein kaiserlicher Lakei kam und breitete einen Teppich vor dem Sessel aus, der an der Wand stand und der selbst mit einem anderen Teppich von Gold- und Seidenstoff bedeckt war, und so sah ich denn, daß hier im Vordergrund die Sache abgethan werden sollte. Als der Marschall Pappenheim bemerkte, daß sich alle Augen auf mich richteten, sagte er: „Herr Graf, Ihr würdet besser thun, wenn Ihr in die Stube daneben ginget. Sobald sich der Kaiser hier niedergelassen hat, will ich die Thür öffnen, damit Ihr Euren Fußfall thun könnt.“ Ich gehorchte ihm sofort. Da kam der Dr. Petrus Malvende mit ernsthaftem Gesichte auf mich zu und begrüßte mich. Zuerst that ich, als hörte ich es nicht, aber ich sah, wie er seine Handschuhe auszog und an mich herantrat. Da bot ich ihm denn meine Hand. Er sagte auch kein Wort als: „Ich will Euch nicht hinderlich sein.“ Was der spanische Jupiter damit sagen wollte, begreife ich nicht. Nun kam ein anderer Thürhüter heran und hieß uns auf der Bank niedersitzen, indem er meinte: „Der Kaiser wird nicht so bald herauskommen.“ Ich wußte, daß man den Thürhütern hernach ein Trinkgeld zu geben hatte, und bat Malvende, er möge sich erkundigen, wieviel man bei solchen Gelegenheiten zu geben pflegte. Er versprach es, kam aber bald wieder und sagte, die Thürhüter überließen das ganz meiner Großmuth, sie würden keine bestimmte Summe nennen.

Da kam noch ein dritter Thürhüter und sagte: „Herr Graf,

warum geht Ihr nicht in den Vorjaal?“ Ich antwortete: „Weil mich der Marschall hier hat warten heißen.“ — „Gut, gut, in kurzem wird es vor sich gehen.“ Nun war es auf den Schlag elf Uhr, da knarrte die Thür und die Hofleute machten ihre Reverenzen. Als sich der Kaiser auf den Sessel niedergelassen hatte, öffnete Pappenheim die Thür und rief mich: „Nun ist's Zeit, nun kommt, Herr Graf!“ Ich stand auf; zu meiner Linken hatte ich Liborius. Wir beugten zweimal das Knie und das dritte Mal ließen ich und er uns auf beide Knie nieder. Darauf hielt Liborius vor allen diesen Zuhörern folgende Anrede in deutscher Sprache: „Allerdurchlauchtigster, unüberwindlichster, gnädigster Kaiser und Herr! Vor Ew. geheiligten kaiserlichen Majestät erscheint hier mein hochgeborener Herr, der Graf Wolrad von Waldeck, und bekennet, daß er Ew. Majestät zur Zeit des Aufruhrs im vorigen Jahre schwer beleidigt hat. Er bekennet auch, daß er eine schwerere Strafe verdient hat, und bereut das Gethane aufs Schmerzlichste. Aber er vertraut auf Ew. Majestät angeborene Gnade, daß ihm diese Schuld erlassen werde, worum er demüthigst fleht, und daß Ew. kaiserliche Majestät ihn und seine Untertanen wieder in Gnaden aufnehmen möge um Gottes und Ew. kaiserlichen Majestät Barmherzigkeit willen. Mein genannter Herr Graf wird das außer seinem schuldigen Dienst mit allem Eifer zu verdienen suchen und niemals in seinem Leben Ew. Majestät Ungehorsam erzeigen, sondern mit Christi Beistand das thun, was einem treuen und ehrlichen Grafen des Reiches zu thun ziemt.“

Darauf schwieg Liborius. Der Kaiser rief nun den Bischof von Arras und den Dr. Seld heran und sprach einige Worte leise auf französisch mit ihnen. Dann ließ er durch den Vizekanzler Dr. Seld antworten, indem derselbe fast die ganze Anrede des Liborius wiederholte und noch hinzufügte: „Der unüberwindlichste, allerdurchlauchtigste Kaiser nimmt nach seiner

angeborenen Gnade den Grafen Wolrad von Waldeck mit seinen Unterthanen für diesmal wieder in seine Huld auf, doch mit der Bedingung, daß alles, was in dem Kapitulationsvertrag steht, von dem Grafen erfüllt und gehalten werde. Und wenn sich der Graf von nun an treu und ehrlich hält, so soll er und seine Unterthanen einen gnädigen Kaiser an ihm haben."

Darauf winkte mir der Kaiser zu. Weil mir aber geboten war, zu Boden zu schauen, bis er mich bei Namen rufen werde, so stieß mich Liborius an. Ich löste daher schnell meine rechte Hand und legte sie in die des Kaisers; der stand sofort auf ging wieder in sein Gemach, und auch ich machte mich etwas geschwinder als eine Schnecke zur andern Thür hinaus.

Als ich in die äußere Stube kam, fragte ich den Thürhüter: „Wieviel bekommt Ihr?“ — „Soviel beliebt; wir sind unser sechs.“ — „Was würdest Du sagen, wenn ich Jedem einen Goldgulden gäbe?“ — „Wir würden sehr dankbar sein.“ So gab ich ihm denn sechs Goldgulden und trug ihm auf, wenn einer von meinen Leuten käme und die Unterschrift für den Beweisbrief verlangte (die Urkunde, daß er vom Kaiser zu Gnaden aufgenommen sei und die Abbitte geleistet habe), solle er ihm behülflich sein, was er versprach.

Das war das Ende dieser Tragödie. Es erübrigt nur noch, 8000 Goldgulden zu bezahlen. „Der das Leben gegeben hat, wird auch das Geld geben.“ —

Und er hat es gegeben. Der Graf konnte seine Schuld zu den festgesetzten Fristen richtig abtragen, ohne seinen Unterthanen beschwerlich zu fallen und ohne zum Bettler zu werden. Vielmehr hat er noch ein langes Leben, auch in guten Vermögensumständen verbracht, denn er war ein trefflicher, sparsamer Wirth, wie auch seine ihm an Gesinnung und Bildung gleiche Gattin Anastasia, die Tochter der durch ihr muthiges Auftreten gegen Alba bekannten Gräfin Katharina von Schwarzburg.

„Dies war nicht allein ein geharnischter Reichstag, denn ohne die spanischen Soldaten und deutschen Knechte, so der Kaiser mit in Augsburg brachte, liegen bereits in der Besatzung daselbst zehn Fähnlein Landsknechte; so lag auf dem Lande um Augsburg herum hispanisch und italienisch Kriegsvolk. Aus dem Niederland waren 600 Reuter, so auf dem Lande herum ausgetheilt; zwölf Fähnlein Hispanier hatten die Winterlager zu Biberach gehalten und wurden zu dieser Zeit in die Landschaft am Bodensee geführt; zu Weißenburg im Nordgau lagen 700 neapolitanische Reiter im Winterlager. . . . Sondern es war auch ein ansehnlicher Reichstag, denn es waren kaiserliche und königliche Majestäten, alle Kurfürsten in Person und trefflich Park zur Stätte, der Kurfürst von Brandenburg mit seinem Gemahl, der Cardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunschweig mit seinen beiden Söhnen, Markgraf Albrecht, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Augustus von Sachsen, Herzog Albrecht von Bayern, der Herzog von Cleve, Herr Wolfgang, Hofmeister zu Preußen oder Deutschmeister, der Bischof von Eichstädt, Herr Julius Pflug, Bischof zu Raumburg, der Abt von Weingarten, Frau Maria, des Kaisers Schwester, und seiner Schwester Tochter, die Witfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, item fremder Potentaten Gesandte; sonst viele Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherren, Reichsstädter, ansehnliche Gesandte, fürtreffliche Männer, und daß ich gleichwohl Michael den Juden nicht vergesse, der sich auch als ein großer Herr verhielt, auf der Gassen stattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten, auf'm wohlstaffirten Pferde ritt, seiner Diener zehn, zwölf, alle Juden, doch nicht anders als reißige Knechte, um ihn her, von Person ansehnlich, wie man auch sagte, sein rechter Vater wäre ein Graf von Reinfeld.“

So schildert der Pommer Bartholomäus Sastrou den



ersten Eindruck, den er beim Betreten der Reichstagsstadt empfing, und alle weiteren Geschichten und Geschichtchen, die er und Andere in Fülle von dem Leben in Augsburg zu erzählen wissen, rechtfertigen die Prädikate des geharnischten, ansehnlichen und pompösischen Reichstages, wie kein anderer vor und nach hier gehalten worden ist. Je unbehaglicher sich die meisten Anwesenden fühlten, desto mehr suchten sie sich durch Genüsse aller Art, wie sie diese Stadt und diese Zeit bot, zu über-täuben. Denn unter den vielen Kurfürsten, Herzögen, Fürsten, Grafen und Herren aus allen Landen des weiten heiligen römi-schen Reiches gab es kaum einen, dem nicht der Gang der Dinge Aerger und Angst erweckt hätte. Die siegreiche katho-lische Partei konnte mit dem Tergiversiren und Transigiren der kaiserlichen Politik nicht einverstanden sein, am wenigsten die geistlichen Herren. Sie hatten in Augsburg eine Fortsetzung und Vollendung der ersten Triumphe erwartet, welche die kaiser-lichen Waffen auf dem Schlachtfeld errungen hatten. Statt dessen glaubten sie wahrzunehmen, daß es dem Kaiser nicht sowohl um Wiederherstellung des alten Glaubens, als um Niederwerfung der Rebellen gegen seine weltliche Autorität zu thun sei. Von dieser Seite her waren sie nicht weniger be-droht als die kegerischen Gegner, die jetzt als Gefangene oder schwer gedemüthigt vor dem Kaiser zitterten. Wie alle Die-jenigen über die Lage dachten, die, ohne an der Rebellion theilgenommen zu haben, weder die Wiederherstellung des alten Glaubens, noch die der kaiserlichen Machtvollkommenheit wollten, bedarf keiner Ausführung. Aber selbst die Freunde und Bundes-genossen des Kaisers, denen er den größten Theil seiner Erfolge verdankte, waren mißtrauisch und übelgelaunt. Ein scharfsichtiger fremder Beobachter urtheilte, daß sich der Kaiser alle Prote-stanten und Katholiken, Geistliche und Weltliche, verfeindet habe, und daß seine Freunde, ein Herzog Heinrich von Braun-

schweig, ein Markgraf Albrecht von Kulmbach, nicht viel werth sein, weil sie bei widrigem Glauben dem Sieger folgen würden, was denn auch wirklich schon nach drei Jahren eintraf.

Graf Wolrad hätten seine Geschäfte wohl Zeit gelassen, an dem tollen Treiben seiner fürstlichen Standesgenossen theilzunehmen; denn er hatte durch ein ganzes Vierteljahr nicht viel anderes zu thun, als jeden Morgen eine oder ein paar Stunden bei dem Bischof von Arras zu antichambriren. Der übrige Tag gehörte ihm. Aber der Graf war dazu leider gar nicht geneigt. Eine wunderliche Ausnahme in der Schar dieser damaligen deutschen Fürsten und Herren, die wenigstens in der Verehrung des Bacchus und Gambrinus sich zu einem Glauben bekannten und darüber Luther und den Papst vergaßen. Es ist nicht übertrieben, was damals ein nüchterner Italiener von unseren Landsleuten nach Hause schrieb: „Dem Weine ist diese Nation weit mehr als Martin Luther ergeben, ohne Ausnahme irgend welcher Klasse von Personen, und die Großen sind dem Trinken mehr ergeben als Andere, und mit der übeln Gewohnheit, sich zu berauschen, ist es so weit in Deutschland, daß sie es nicht bloß kein Fehl, sondern für Tugend und Großheit halten und Leute für arglistig und wenig werth achten, die sich nicht betrinken wollen. Auch sagte mir eines Tages der Bischof von Trient, da wir von diesen Religionspaltungen in Deutschland sprachen: „Ich wollte lieber im stande sein, bei Gastmahl eine halbe Tonne Wein zu trinken, als alle Texte bei S. Lucas und Mathäus auswendig wissen; denn ich hoffe, dann wohl bei irgend einer Gelegenheit bei diesen Fürsten viel ausrichten und sie in der Religionsfache vielen Dingen zustimmen machen zu können, die ich auf anderem Wege sehr schwierig achte. So sagte auch Eck, der Rath des Herzogs von Bayern, eines Tages, daß mit deutschen Fürsten nicht gut zu negociiren sei, als eine oder zwei Stunden des Morgens.“

Das gräfliche Tagebuch ist auch in diesen Dingen sehr genau und aufrichtig. Es verzeichnet gewissenhaft die verschiedenen Einladungen, die an die Waldecker Herren meist insgesamt ergingen, und die Gäste, die sie in ihrer eigenen Herberge sahen und bewirtheten. Auch verschweigt es nicht, wenn je einmal ein Becher zu viel geleert wurde, doch ist dieses selten genug vorgekommen. Es fehlte unserem Grafen denn doch zu sehr jene behagliche Lebenslust, die es sich auch in den ungemüthlichsten Situationen noch immer gemüthlich zu machen weiß, — ein Zug unseres Volkscharakters, der seine liebenswürdigen, aber auch seine bedenklichen Seiten hat. Selbst der gefangene Johann Friedrich, der doch noch ganz andere Ursache hatte, über Schaden und Schande zu klagen, als unser Graf, ließ es sich nicht so hart anfechten. Er führte in seinem Gewahrnam ein ganz vorzügliches Leben und vertrieb sich seinen Kummer und seine Sorgen gerade so, wie seine Sieger und Beiniger sich die ihrigen zu vertreiben pflegten. Da es doch zu weit war, um sein gutes, schweres Torgauer Bier nach Augsburg kommen zu lassen, that er sich nach einem Ersatz um und fand ihn in dem Schwabacher, wovon ihm ab und zu eine Wagenladung zugeführt wurde. Auch gab es bei ihm fast Tag für Tag gemüthliche Geselligkeit bei der Mittags- und Abendtafel, deutsche und welsche Gaukler, Sänger und Tänzer produzirten ihre Tänze, und der vielgeprüfte Märtyrer der Glaubensfreiheit ergöhte sich weidlich an ihnen. Sogar Würfelspiel gehörte zu den gewöhnlichen Vergnügungen dieses Kreises. Soll doch der Herzog von Alba einmal den ganzen Sold, den der Kaiser den deutschen Landsknechten schuldete und ihm übergeben hatte, dort verspielt haben, worüber eine höchst gefährliche Meuterei ausbrach, die einigen Spaniern das Leben kostete. Würfelspiel galt aber in den Augen des Grafen Wolrad für einen argen Greuel, während es der doch ebenso fromme Kurfürst zu

den Adiphoris gerechnet zu haben scheint, weil es ihm und seinen Gästen die Zeit vertrieb. Wolrad vergißt nicht, auf die Verderblichkeit dieser Unterhaltung bei verschiedener Gelegenheit hinzuweisen, namentlich als einmal zwei Edelknaben des Kurfürsten Moriz bei den Würfeln in Zank gerathen waren, der damit endete, daß der Eine den Andern jählings über den Haufen stach. Man kann sich denken, daß dies die gründliche Mißachtung, die Wolrad gegen den „Berräther“ hegte, nur noch vermehrte. Aber wir haben schon früher gehört, daß auch Andere, sogar der getreue Carlowiz, über das damalige Benehmen des neuen Kurfürsten nicht wenig empört waren. Es schien, als ob die drei bösen W: Wein, Weiber und Würfelspiel, ihn ganz in Besitz genommen hätten, und sein Kumpan bei allen Ausschweifungen, der wüste Kulmbacher Markgraf, konnte es kaum schlimmer treiben als er.

Ueber Morizens Aufführung während des Augsburger Reichstages berichtet auch Sastrou mehrfach. „Herzog Moriz machte Kundschaft (Bekantschaft) im bayerischen Frauenzimmer, hatt' auch seine Kurzweil in seiner Herbergen, so eines Doctoris medicinae Haus. Der hatte eine erwachsene Tochter, eine schöne Meze, hieß Jungfrau Jacobine, mit der badete er, runfete (spielte) auch sampt Marggraf Albrechten täglich mit ir. Und hielten aber Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war.“

Was bei Johann Friedrich vorging, mochte es auch nicht immer mit der beinahe puritanischen Sittenstrenge unseres Grafen harmoniren, wurde von diesem doch begreiflicher Weise so gelind als möglich beurtheilt. Es findet sich kaum eine leise Andeutung, daß nicht alles so war, wie man es von dem Ideal eines Märtyrers erwartete. Denn als solcher galt er nicht bloß dem Grafen Wolrad, sondern weitaus dem größten Theil seiner deutschen Zeitgenossen. Selbst die kaiserlichen Lands-

knechte scheinen ihn so angesehen zu haben. Das Tagebuch führt einen interessanten Beleg dafür an. Zwei kaiserliche Soldaten, beide nicht mehr ganz nüchtern, standen vor einem Bilderladen, wo unter anderen auch ein Porträt des Kurfürsten hing. Da fällt es dem Einen bei, schlechte Späße zu machen über die Schramme, das Andenken von Mühlberg, welche auf der Wange des Kurfürsten zu sehen war. Der Andere verweist ihm das. Es kommt zum Wortwechsel, sie ziehen die Schwerter, und der Zweite ersticht den Ersten, den Spötter, rettet sich aber spornstreichs durch die Flucht.

Das Unglück und die Art, wie es getragen wurde, hatte alle Schuld des Mannes in den Augen seiner Glaubensgenossen getilgt. Denn wenn man eine nur etwas scharfe Kritik hätte anlegen wollen, so hätte man seiner grenzenlosen Unfähigkeit denn doch mit Recht den größten Theil des Mißgeschickes zuschreiben müssen, das die Protestanten seit dem Herbst 1546 getroffen hatte. Aber davon ist bei Wolrad keine Rede, und er ist hierin mehr wie anderswo nur das Organ der öffentlichen Meinung. „Heute war es der ewig von uns Deutschen zu betrauernde Jahrestag, daß der erlauchte Kurfürst Johann Friedrich an der Elbe mit wenigen Getreuen gefangen wurde, indem sich sein Heer zur Flucht wandte und ein großer Theil seines Adels zum Feinde abfiel! —“ so lautet am 24. April 1548 die Geschichte der Mühlberger Schlacht, die wir freilich etwas anders kennen. Aber was folgt, rechtfertigt schon einigermaßen die Parteilstellung: „Die spanische Wache des Gefangenen und die übrigen spanischen Hackenschützen gaben drei gewaltige Freundensalven vor seiner Wohnung und schrien Victoria. Doch der mannhafte Fürst sah aus dem Fenster ruhig zu und lachte über das tolle Gebahren der Schufte.“ Es ist das würdige Gegenstück zu der heroischen Passivität, mit der er gerade zwei Monate vorher, am 24. Februar 1548, aus demselben Fenster



zugesehen hatte, wie sein treulofer Vetter Moriz, mit dem kurfürstlichen Schmuck bekleidet, den kaiserlichen Thron feierlich berannte und die als Lohn des Verraths ihm verheißenen fürstlichen Lehnsfahnen aus der Hand des Kaisers empfing.

Was unser Graf für den Gefangenen thun konnte, beschränkte sich freilich nur auf gute Wünsche und brünstige Gebete für seine Befreiung, wie sie damals täglich von tausend Kanzeln in ganz Deutschland zum Himmel emporstiegen. Wo die kaiserliche Macht oder die spanische Soldateska allzu schwer drückte, z. B. in Augsburg selbst, durften es die Geistlichen allerdings nicht wagen, den Namen des Märtyrers zu nennen, aber wenn sie am Schlusse ihrer Predigt regelmäßig die Gemeinde zu einem Gebet für alle Die aufforderten, welche um des Glaubens willen gefangen und elend seien, wußte doch Jedermann, für wen gebetet wurde. Daß seine Heimsuchung nur eine vorübergehende sei, wie die von ganz Deutschland wegen der Sündenschuld, die das Volk auf sich geladen hat, — in dieser Ueberzeugung beharrte und tröstete sich der fromme Graf. Es ist dieselbe, die alle ernsteren und tieferen Gemüther erfüllte, und sie sollte sich bald herrlich bewähren. Die auf Gott vertrauen, werden nicht zu Schanden werden. Auch die mächtigsten Reiche haben ihre Zeit, heißt es bei Erwähnung eines treffenden Urtheils des Kaisers über Johann Friedrich. Als er im Frühjahr 1547 mit eigenen Augen das fruchtbare Land und die festen Städte seines Gegners sah, meinte er: „Der Herzog Johann Friedrich ist von kräftiger Statur und hat gewaltige Schenkel, aber seine Beine sind zu schwach, um so viel Gut gleichmäßig zu tragen“, — zugleich ein nicht eben feiner Spott über die körperliche Unbehüllichkeit des wackern Herrn, dem sein Torgauer Bier nur allzugut zu bekommen pflegte.

Einen zarten Liebesdienst konnte der Graf doch dem ver-

ehrten Fürsten erweisen, von welchem dieser wohl nie etwas erfahren hat. Bei dem Herumstreifen in den Straßen der Stadt wurde Wolrad vor einem Laden das Porträt des Kurfürsten gewahr, das von dem Händler absichtlich so ausgehängt war, daß es einem anderen, dem des Großtürken, gerade ins Gesicht schaute. Rasch kaufte der Graf beide für sechs Bagen, um dieser schmachvollen Schaustellung seines Helden ein Ende zu machen. Nach einigen Wochen wurden seine Augen wieder durch denselben Anblick beleidigt, und wieder versuhr er auf dieselbe Art. Bekanntlich pflegte die katholische Partei dem Kurfürsten und allen Schmalkaldenern ein geheimes Einverständnis mit dem Großtürken als ärgstes aller ihrer Verbrechen vorzuwerfen. Thatsächlich existirte nichts davon, aber es ist nicht zu leugnen, daß man es im Schmalkaldischen Lager nicht ungerne sah, wenn der Kaiser durch den Erbfeind der Christenheit etwas in Athem gehalten wurde. Um sich direkt mit ihm zu verbinden, dazu hätte man ein so weites Gewissen haben müssen, wie es die allerchristlichsten Könige von damals hatten.

Als warmer Patriot empfand es Wolrad besonders schwer, daß fremde Soldaten, und nun gar die so gründlich verhaßten Spanier, den edlen deutschen Fürsten bewachten. „Es ist und bleibt ein Kummer und eine Schmach für uns Deutsche, daß Spanier unter Trommelschall vor die Wohnung des trefflichen Johann Friedrich rücken dürfen, um da die Nachtwache zu beziehen,“ notirte er im Tagebuch, als er abends um acht Uhr die verschiedenen Wachen hatte aufziehen sehen.

Der Kaiser erhielt eine deutsche Wache, und das erschien Wolrad ebenso unpassend, wie die spanische bei dem Kurfürsten. Es ist das ein kleiner, aber doch sehr charakteristischer Zug für die ganze Stellung des Kaisers zu dem deutschen Volke und Wesen. Er gilt eben nicht für einen Deutschen, wie er selbst

auch niemals es darauf abgesehen hat, für einen solchen zu gelten. Er war, wenn er überhaupt einen besondern nationalen Typus repräsentirte, ein verwelschter Niederländer mit einer gewissen phlegmatischen Vorliebe für das spanisch-aristokratische und katholische Wesen. Unter allen Erscheinungen des damaligen Welt giebt es aber gewiß keine entschiedenere Gegensätze, als diese spanische Art und die deutsche des Reformationszeitalters, die so durch und durch demokratisch und protestantisch war. Doch hat unser Wolrad den Respekt vor der geheiligten Person des Reichsoberhauptes auch in seinen vertrautesten Aufzeichnungen nicht beiseite gesetzt. Begreiflich zog es ihn nicht allzusehr in die Nähe dieser fremdartigen Majestät, in deren Umgebung die Deutschen, auch wenn sie zur siegenden Partei gehörten und die erfolgreichsten Dienste geleistet hatten, doch immer über die Achsel angesehen wurden. Hier war nur für Spanier, Wallonen und Franzosen oder verwelschte Niederländer, wie der gebietende Herr selbst, ein passender Platz, allenfalls für geschmeidige Italiener, die der Kaiser übrigens nicht mochte, wahrscheinlich weil er ihrer Loyalität nicht traute. Hier hörte man selten ein ehrlich deutsches Wort. Der Kaiser selbst sprach mit seinen Vertrauten und Ministern ja nur französisch, hier und da einmal spanisch oder italienisch, bei feierlichen Staatsakten allenfalls lateinisch; Deutsch hat er nie gelernt, wenn man sein vlämishes Patois nicht dafür gelten lassen will. Ueber seine und seines Bruders Ferdinand Lebensweise auf dem Augsburger Reichstage berichtet Sastron Interessantes. „Die Herren auf dem Reichstage, dieweil so viel königliche und fürstliche Frauenzimmer zur Stelle, die auch viel fürstliche und gräfliche Fräuleins bei sich hatten von stattlichem, rittermäßigem Stande, deren doch viele schön und wohl gepuzt, hanfettirten vortrefflich, hatten fast alle Tage und Abende Tänze, welsche und deutsche. Sonderlich König Ferdinandus war selten ohne Gäste, wurden stets herrlich, dazu mit allerlei

Kurzweil von prächtigen Tänzen tractirt. Hatt' überaus stattliche, wohlgeordnete Musicam, non solum instrumentalem, verum etiam vocalem. Neben anderen Kurzweilen stund allewege hinter ihm ein Stocknarr, den wußt er frei zu stellen und mit gleichem lächerlichen Gespräch zu begegnen. Hatte gemeiniglich königliche, chur- und fürstliche Personen utriusque sexus zur Gesellschaft am Tisch sitzen, mit denen er ohne Aufhören kurzweilige Gespräche hielt, denn der Mund stand ihm nimmer stille. Ich habe auf den Abend bei ihm einen Tanz gesehen, daß ein spanischer Herr, so ein lang Kleid bis auf die Erde, daß man von denen Füßen nicht wohl etwas sehen konnte, an hatte, ein Fräulein aufzog und mit demselben ein Algarde oder Passionesa (wie sie es nennen, ich verstehe es nicht) tanzete. Er that ab und zu gewaltige Sprünge, sie auch; wußte ihm von allen Seiten zu begegnen, daß es mit Lust anzusehen war. Und war dann der Tanz zu Ende, fing ein ander Paar einen welschen Tanz an. Dagegen sein Herr Bruder, der römische Kaiser, ungeachtet daß seine Schwester und Schwestertochter, sein Bruder und desselben Tochter, die Herzogin von Bayern, alle Churfürsten und soviel Fürsten da zur Stelle, hielt gar kein Bankett, ja behielt keinen bei sich. Wenn sie allbereit auf den Dienst warteten, auch den Kaiser in sein Gemach, da er sich an den Tisch setzte, begleiteten, gab er ihnen dann einem nach dem andern die Hand, ließ sie gehen und setzte sich allein an den Tisch, redete auch nicht, sondern einmal, als er aus der Kirche in sein Gemach kam, sich umher umsah und Carlowitz\* nicht gewahr wurde, sagte er zu Herzog Morizen: „Ubi est noster Carlevitius?“ und als er antwortete: „Gnädigster Kaiser, er ist etwas schwach,“ rief er seinem Medicum: „Besali, Ihr sollt zum Carlowitz gehen; der soll

\* Christof von Carlowitz, der bekannte Kanzler des Kurfürsten Moriz von Sachsen.

etwas krank sein; seht, daß Ihr ihm helfet!“ Ich habe ihn auf etlichen Reichstagen vielmal essen gesehen, da sein Herr Bruder König Ferdinandus auch zur Stelle; aber den nie zu sich gezogen, sondern wenn die Essen aufgetragen wurden von jungen Fürsten und Grafen, jedesmal vier Trachten (Gänge), in einer jeden sechs Gerichte, vor ihm auf den Tisch gesetzt, die oberen Schüsseln nacheinander davon genommen. Gegen die, davon er nicht begehrte, schüttelte er den Kopf; davon er aber essen wollte, winkte er mit dem Kopfe, zog dasselbe vor sich. Und durfte wohl stattliche Pasteten, Wildpret und wohlzuggerichtete Fercula wegtragen lassen und behielt eine Bratportion, ein Kälberkopf und dergleichen. Ließ sich nicht vor-schneiden, brauchte auch das Messer nicht viel, sondern schnitt so viel Stücklein Brod, so groß als er jedesmal in den Mund stach, und vom Gerichte, davon er essen wollte. An dem Brode, da es ihm zum besten gefiel, löste er mit dem Messer; sonst brach er es mit den Fingern von einander, zog die Schüssel unter das Kinn und aß so natürlich, jedoch reinlich und sauber, daß man seine Lust daran zu sehen hatte. Wenn er trinken wollte (wie er denn nur drei Trunke über die Mahlzeit that), so winkte er seinen Doctoribus Medicinæ, die vorm Tische stunden; die gingen hin zum Tresor, darauf stunden zwei silberne Flaschen und ein Cristalglas, da gerne 1½ Stück ingingen, gossen aus beiden Flaschen das Glas voll. Das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, sollt er auch zwei oder mehrmalen Athem holen, ehe er's von dem Munde zog. Sonst redete er nicht über Tisch. Stunden wohl Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Poffen reißen konnten, er kehrte sich aber nicht daran, mochte etwa, wenn sie was gar Kurzweiliges sagten, mit einem halben Lächeln den Mund verziehen. Ließ sich auch nichts an-sechten, daß viel da stunden, so den Kaiser essen sehen wollten. Hatt' eine stattliche Cantorei, auch Musicam instrumentalem,



die sich in den Kirchen wohl hören ließen, aber in seinem Gemach klangen sie nicht. Die Mahlzeit wehrte nicht wohl eine Stunde; wurd' alles weggeräumt, Sessel und Tisch zusammenge schlagen und aus dem Gemach getragen, daß nichts mehr als die vier Wände blieben, allenthalben mit köstlichen Tapeten behängt. Wann ihm dann das Gratiäs vorgebetet, reichte man ihm ein Federkieselchen, damit säuberte er die Zähne, wuschte sich und stellte sich in eine Ecke des Gemachs nach dem Fenster; da mochte ein jeder kommen, übergeben Supplicationes oder berichten mündlich, dem sagt' er sofort, wo er Bescheid bekommen sollte. Dem, und nicht dem Vater, folgte Kaiser Maximilianus auch mehrentheils.“

Das einzige Mal, wo Wolrad dem Kaiser gegenüber zu stehen kam, war jene traurige Scene der Abbitte, aber auch da ging es ganz spanisch feierlich still, ohne ein einziges Wort ab. Doch war unser Graf viel zu sehr ein Deutscher, als daß er nicht auch das Gute und Große an seinem Feind und Bedränger anzuerkennen gewußt hätte. Diese und jene Anekdote, die er von dem Kaiser hörte und aufzeichnete, leistet dafür Gewähr. So das anderweitig, soviel wir wissen, nicht aufbewahrte Gegenstück zu dem freilich auch fagenhaften großmüthigen Worte in der Wittenberger Schloßkirche vor dem Grabe Luthers: „Ich führe keinen Krieg mit Todten.“ Als der Kaiser vor dem Beginn des Augsburger Reichstages in Ulm weilte, wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Stadt von einem kegerischen Geistlichen eine freche Schmähschrift gegen seine Person verfaßt worden sei. Er fragte den Angeber bloß, ob es geschehen sei, ehe er die Stadt wieder zu Gnaden angenommen habe oder nachher? Als sich herausstellte, daß jenes Pamphlet der früheren Zeit angehörte, schnitt er alles Weitere mit den Worten ab: „Damals waren die Ulmer unsere Feinde, jetzt sind sie wieder zu Gnaden angenommen.“ Den römi-

sehen König Ferdinand, den Bruder des Kaisers, hat Wolrad nur ein einziges Mal gesehen bei einem Spazierritt. Auch er durfte, wengleich minder markirt als sein Bruder, als ein fremder Fürst gelten. Auch in ihm war nichts Deutsches, als das Blut des Vaters und der zufällige Umstand, daß er über eine Anzahl der schönsten deutschen Länder, das Erbe der Habsburger, als eigentlicher Landesherr gebot, während sein Bruder sich bloß mit der mehr imaginären Stellung eines Kaisers begnügte und dafür in den Niederlanden, Spanien und Italien als wirklicher Herrscher waltete. Ferdinand hat wenigstens Deutsch gelernt und sich auch nothdürftig in der Muttersprache seines Volkes auszudrücken vermocht.

Dagegen beurfundet das Tagebuch ein lebhaftes Interesse für den Erzherzog Maximilian, den ältesten Sohn des römischen Königs. Er führte damals den Vorsitz im Reichsrath, dem später sogenannten Reichshofrath, und in dieser Stellung kam er auch mit den Waldecker Grafen in geschäftliche Berührung. Denn hier hätte eigentlich ihre Sache entschieden werden sollen, und der Form nach geschah es auch so, in Wirklichkeit aber waren es die Granvellas und Vigilius, in deren Hand die Entscheidung lag, wie bei allen wichtigeren Angelegenheiten, gleichviel ob sie deutsche oder ausländische waren. Doch mochte immerhin die Fürsprache eines so hochgestellten Prinzen von Werth sein, und so bemühten sich denn auch die Waldecker Grafen vielfach darum. Maximilian bezeugte sich theilnehmend und wohlwollend, das war aber auch alles, was er gewähren konnte, doch auch dafür war ihm Wolrad schon dankbar. Er rühmt öfters seine Herablassung und Freundlichkeit, er bekennt seine Hoffnungen, die er gerade auf diesen Fürsten gesetzt hat. Es waren dieselben, die damals fast ganz Deutschland oder doch das ganze protestantische Volk hegte. Man glaubte zu wissen, der Erzherzog sei der gereinigten Lehre günstig gesinnt und bloß

durch seine Stellung als Sohn und Neffe gehindert, sich offen für sie auszusprechen. Im Gegensatz zu Oheim und Vater machte ihn auch das in seiner Art und Natur entschieden überwiegende deutsche Element populär. Wolrad wünschte ihm, daß der, welcher die Herzen der Könige in seiner Hand hat, es so lenken möge, daß er seine trefflichen Naturgaben zur Ehre Gottes, zum Vortheil seiner Unterthanen und zu seinem eigenen Seelenheil anwende und daß er die Schmeichler und Ohrenbläser von sich fern halte.

Dieser fromme Wunsch ist bekanntlich in Erfüllung gegangen. Denn wenn auch Maximilian als Nachfolger seines Vaters auf dem Kaiserthron es nicht über sich vermochte, mit den Traditionen seines Hauses ganz zu brechen und sich offen für die Reformation zu erklären, so hat er doch wenigstens bei allen Parteien den Namen eines wohlwollenden, friedfertigen und gerechten Fürsten erworben. Damals handelte es sich gerade darum, ihn als Statthalter seines kaiserlichen Oheims nach Spanien zu schicken. Es war dies einer der vielen feingespinnnen Fäden der Granvellas oder des Kaisers selbst, welche durch das jähe Zufahren des Kurfürsten Moritz zerrissen wurden. Man wollte ihn aus dem Lande der Kezerei entfernen und in das Paradies des wahren Glaubens schicken, weil man ihm von dieser Seite her gar nicht traute. Aber man wollte auch durch seine Entfernung Raum für Don Philipp, den Sohn des Kaisers, gewinnen, den dieser gern als seinen Nachfolger auch auf dem Kaiserthron oder mindestens als den Nachfolger seines Bruders Ferdinand gesehen hätte. Maximilian mußte sich fügen, obgleich er es ungern genug gethan hat, da auch sein Vater vonseiten des Religionspunktes — den anderen verschwieg man ihm einstweilen noch — dafür gewonnen war. So rüstete er sich damals zu seiner spanischen Reise, unter andern auch durch Aderlässe und stärkende Bäder, als Präservativ gegen die üblen Einflüsse des spanischen Klimas.

Der „geharnischte Reichstag“ verleugnete auch darin seinen Charakter nicht, daß es häufig in den Straßen der Stadt zu blutigen Auftritten unter dem Kriegsvolk aller Nationen kam. Nichts Gefährlicheres konnte es für den Kaiser geben, als solche Scenen, und es geschah alles Mögliche, um sie zu vertuschen. Zwar kam es in Augsburg niemals so weit, wie im Lager vor Halle, wo einmal Spanier und Deutsche eine förmliche Schlacht geliefert und auf spanischer Seite siebenzig, auf deutscher achtzehn Tode gezählt worden waren, wo ein spanischer Grande seinen Versuch einer Friedensstiftung mit einem tödtlichen Bade in der Saale bezahlt hatte, wo der Erzherzog Maximilian von dem wüthenden Haufen insultirt und verwundet worden war und der Kaiser selbst honigsüße Worte hatte geben müssen: „Liebe Deutsche, ich weiß, Ihr habt keine Schuld!“ — sie hatten aber diesmal wirklich Schuld — „gebt Euch zufrieden, ich will morgen die Spanier hängen lassen.“ Es mag ihm sauer genug angekommen sein, aber wenn er auch die Spanier nicht hängen ließ, so durfte er doch auch den deutschen Rädelsführern kein Haar krümmen.

Als er seine Residenz in Augsburg aufschlug, war es das Erste, daß er einige Galgen und Räder als Warnungszeichen für seine trozige Soldateska mitten in der Stadt vor dem Rathhaus aufrichten ließ, und sie sind oft genug gebraucht worden. Erhob sich ein Streit zwischen dem Kriegsvolk, so konnte man sicher sein, daß das Volk für die Deutschen und gegen die Spanier Partei nahm; so einmal an den Fleischbänken, wo die rüstigen Fleischerknechte ihren Vandsleuten beisprangen und eine Anzahl Spanier auf dem Plage blieb. Es was dies eines der vielen Symptome des tiefen Hasses, welcher damals das ganze deutsche Volk gegen die Spanier erfüllte. Wie unser Volk von jeher und auch damals geartet war, gehörte viel dazu, bis sich ein solcher Haß ansammelste; denn leider war es ja in seiner arglosen Gutmüthig-

keit nur zu sehr geneigt, sich die Haut über die Ohren ziehen zu lassen und das höchstens für einen seltsamen Spaß zu halten.

Aber die Spanier betrugten sich nicht bloß wie übermüthige Sieger, sondern wie eingefleischte Teufel; Freund und Feind war ihnen gleich, und was sie an unerhörten Schändlichkeiten aller Art in den Territorien katholischer oder mit dem Kaiser verbündeter Herren verübten, war fast noch ärger, als was in Feindes- und Reherland geschah. Die deutschen Landsknechte dieser Zeit waren freilich auch keine Lämmer, und Leben und Eigenthum von Freund und Feind war unter Umständen auch bei ihnen vogelfrei; aber weil sie ihre deutsche Nationalität nicht verleugnen konnten, brachten sie es nie und nirgends zu jener raffinirten Bestialität, welche nicht bloß den spanischen, sondern ziemlich allen Soldaten romanischer Nationalität gleichsam angeboren zu sein scheint, sobald sie im fremden Land sich die Zügel schießen lassen zu dürfen glaubten. Ihre kannibalische Wollust empörte mit vollem Rechte unser Volk am allermeisten, das von solchen Greueln nicht einmal eine Ahnung hatte. Man lese nur die Schilderung, welche Saftrow, der Begleiter des kaiserlichen Heeres auf dem Zuge von Sachsen nach Schwaben im Sommer 1547, also nach wiederhergestelltem Frieden, davon entwirft.

Auch unser Tagebuch giebt eine Reihe selbsterlebter oder von Andern mitgetheilter Charakterzüge über das Gebahren dieser Rotte und die Volksstimmung in Deutschland. Es erwähnt der nichtswürdigen Verationen, welche die spanischen Besatzungen in verschiedenen süddeutschen Reichsstädten, in Halle, Heilbronn, Ulm, Weißenburg zc. an der wehrlosen Bevölkerung verübte. Man hatte sie hier überall gegen das ausdrückliche kaiserliche Wort aufgenommen, daß sie weder die Bewohner, noch die Religion stören dürften. Aber wo sie einmal sich eingenistet hatten, waren beide verloren. So mochte denn die bloße Drohung



Spanier zu schicken genügen, um eine Stadt wie Regensburg zur Annahme des Interims zu schrecken. Während des Feldzuges in Sachsen hatte ein Spanier einem Bauernweibe Gewalt anzuthun versucht, der Mann aber den Frevler erschlagen und sich sofort auf flüchtigen Fuß gesetzt. Er eilte auf die Burg eines benachbarten Grafen und erzählte ihm dort seine Geschichte. Der Graf gab ihm vier Kronen und versprach ihm noch mehr, wenn er noch mehr von diesem Ungeziefer ausrotte. Wolrad sah mit eigenen Augen vor den Thoren von Monheim drei Leichname von Bauern auf das Rad geflochten, völlig nackt — „gegen alle gute deutsche Sitte und Scham“ — die sich der unerträglichen welschen Plagegeister durch Selbsthülfe zu entledigen gesucht hatten. Hätte sich ein Führer gefunden, so wäre überall der Volkszorn losgebrochen, und keine Frage, daß die doch wenig zahlreichen Fremdlinge sofort vernichtet worden wären. Aber die geheiligte Person des Kaisers und die Politik nahmen ihre Schändlichkeiten unter den Deckmantel gewöhnlicher Excesse des Krieges. Doch hat nichts so sehr dazu beigetragen, den Kaiser um den letzten Rest von Popularität zu bringen und seine schmachvolle Katastrophe von 1552 vorzubereiten, als das Gebahren seiner „spanischen Bösewichte“, vom Herzog Alba an bis hinunter zu den gemeinen Hackenschützen. Plündern und Stehlen verstand sich bei dieser Rotte von selbst. Als einmal ein paar Spanier in Augsburg gehängt wurden, meinte Saftrow, der der Exekution zusah: „Sie werden eben gestohlen haben, wie das ihre Art ist.“ Als bei dem Kurfürsten Moritz in die Silberkammer eingebrochen wurde, war ganz Augsburg am folgenden Morgen fest davon überzeugt, daß die ergriffenen Diebe Spanier sein müßten. Es waren aber zufällig Franzosen Landsleute der Granvellas, die sich denn auch mit landsmannschaftlichem Eifer der Schuldigen annahmen. Doch half es diesmal nichts; Moritz war zu erbittert, und die Thäter wurden gehängt,

aber nach einigen Stunden vom Galgen abgeschnitten und von einem großen Kondukt fremder Soldaten feierlich beerdigt; „denn“ — sagt das Tagebuch — „bei diesen Leuten gilt stehlen für kein Verbrechen.“

Hätten die Spanier keinen weiteren Unfug begangen, als die gründliche Zerstörung der Wildbahnen des württembergischen Herzogs Ulrich, so würde das Landvolk ihr Andenken eher gesegnet als verflucht haben. Fast täglich kamen damals ganze Wagenladungen mit Wild aus dem Württembergischen in Augsburg an, als Gaben der dort kantonirten spanischen Truppen an ihre Landsleute in der Reichsstadt. Ein einziger Gerber soll nach dem Tagebuch im Laufe des Frühjahrs und Sommers nicht weniger als 900 Hirschhäute verarbeitet haben. Der Zusatz enthielt eine traurige Wahrheit: „So haben die armen Deutschen soviel Sorgfalt auf die Wildbahnen verwandt zu großem Schaden des Landmanns und zum Gespötte der Spanier und der kaiserlichen Hoffschranzen.“ Herzog Ulrich hat unter den damaligen deutschen Fürsten bekanntlich den Preis als Nimrod davongetragen, obwohl nur wenige von dem Jagdteufel ganz frei waren, zu welchen wenigen auch unser Graf gehörte. Selbst der fromme Kurfürst Johann Friedrich ist auch hierin nicht ganz vorwurfsfrei. Es wurde als ein Zeichen Gottes angesehen, daß ihn sein Unglück gerade in der Mitte seiner größten Wildbahnen, in der Lothauer Heide bei Mühlberg getroffen habe, wo er so oft zu größtem Verdruß und Schaden seiner Unterthanen dieser noblen Passion gefröhnt hatte.

Das Gebet Woltrads: „Herr, befreie uns von diesem unfeligen Volke!“ ist damals in kräftigen Variationen täglich und stündlich von Hunderttausenden zum Himmel emporgestiegen. Auch er hat es ganz so empfunden wie der einfache Sinn des Volkes, wenn er sein liebes Vaterland als ein von Feinden erobertes und verwüstetes beklagt. Alle Schönfärberei damaliger und

späterer Parteidarstellung im kaiserlichen Interesse konnte das Gewicht der Thatsachen nicht aufheben. Man sagte und sagt wohl noch: „Die Spanier sind Truppen des Kaisers gewesen, also konnten sie keine Feinde sein.“ Es ist dieselbe Logik, welche die Wallonen und Kroaten des dreißigjährigen Krieges auch als „befreundete Truppen“ aufmarschiren läßt, weil sie ein deutscher Kaiser gegen das Volk losgelassen hat. Aber diese Logik ist weder 1547, noch 1630 von dem deutschen Volke begriffen worden, dessen Begriffsfähigkeit doch sonst nicht allzu enge beschränkt zu sein pflegt. Der Beweis dafür liegt darin, daß man 1552 Moriz wirklich als den Befreier Deutschlands und achtzig Jahre später den Schweden Gustav Adolf als einen von Gott selbst gesandten Erretter aus namenloser Knechtschaft ansah und sich bis auf den heutigen Tag durch alle Parteideklamationen darin nicht hat irre machen lassen.

Man braucht deshalb noch keineswegs den konfessionellen Standpunkt unseres Grafen zu theilen, um in seine so oft wiederholten Gebete für die Befreiung des deutschen Vaterlandes einzustimmen. Diese Gebete geben viel zu denken. Es versteht sich von selbst, daß eine übrigens so wohlgeartete Natur wie die Wolrads auch des letzten und festesten Ankergrundes aller sittlichen und männlichen Würde, eines kräftigen Patriotismus, nicht entbehrte. Daß er bei ihm sich aufs Innigste mit der konfessionellen Stellung verschmolz, ist in der damaligen Zeit gleichfalls selbstverständlich, denn eine der treibenden Kräfte der Reformation, vielleicht die bedeutendste unter allen, war das energische Nationalgefühl der Zeit, welches die Anmaßungen, Geldschneidereien und Gewissenstyranei des „welschen Mönches“ — der populärste Titel des Papstes bei dem deutschen protestantischen Volke — nicht länger mehr ertragen mochte. Man kann auch für die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch gelten lassen, was unbestritten für den Anfang

deßselben gilt, daß alles, was deutsch fühlte und dachte, sich von der verwelkten alten Lehre abwandte. Aber wie konnte es geschehen, daß eine so überwiegende Majorität sich von einer so geringfügigen Minorität schlagen und unterdrücken ließ, wie es im Schmalkaldener Kriege und nachher geschah? An physischem Muth hat es jener damals so wenig, wie zu irgend einer Zeit unserem Volke gefehlt. Warum aber diese wehmüthigen Klagen, dieses duldbende Harren, diese kummervollen Seufzer nach Hülfe des himmlischen Herrn, da man doch selbst sich recht wohl hätte helfen können? Der äußerliche Pragmatismus der Zeitläufe liegt so klar vor, daß es sehr leicht ist, zu demonstrieren, weshalb die Schmalkadener geschlagen werden mußten und der Kaiser Sieger blieb. Aber damit ist nichts gewonnen. Denn hinter diesen nächsten Gründen, die jedes Kind verstehen kann, liegt wieder ein anderer dunkler Hintergrund, woran aller landläufige Pragmatismus zu Schanden wird.

Es ist leicht zu sagen, man hätte weniger beten und besser die Arme regen sollen, dann würde es anders gekommen sein. Aber die englischen Puritaner haben jedenfalls noch mehr gebetet und gesungen, als die Frömmsten unserer Landleute von damals, und es würde sich übel mit der geschichtlichen Wahrheit vertragen, wenn man behaupten wollte, daß sie dadurch irgendwie zu kurz gekommen seien. Wenn unsere deutschen Protestanten dieselbe Sicherheit und Freudigkeit des Gewissens gehabt hätten wie jene, so würden sie jedenfalls ebenso gefochten und gesiegt haben. Aber diese fehlte, weil man nach angeborener, volksthümlicher Art zu viel reflektirte und darüber das Gemüth und das Gewissen in Zweifel und Unschlüssigkeit versetzte. So ging man mit halbem Herzen in den Kampf. Das Gewissen gebot, für das gereinigte Evangelium Gut und Blut zu opfern, aber es verbot auch, gegen die Treue, die man dem Kaiser schuldete, zu handeln. Luther selbst ist über dieses Dilemma nie hinweg-

gekommen, und er war glücklich zu preisen, daß ihm der Tod den Anblick der praktischen Resultate dieser Gewissenszweifel ersparte. Als man geschlagen und hart bedrängt war von einem arglistigen und treulosen Sieger, da hatte man wohl den Muth des passiven Widerstandes, den Heroismus des Märtyrertums, da fühlte man sich eins und sicher im Gewissen, als es galt zu leiden und nicht zu handeln. Das ist der Eindruck, den die Gebete unseres Tagebuches machen; es ist auch hier ein getreuer Spiegel der Gesinnung in dem besten Theile unserer Nation.

Ein anderer Zug einer weniger ehrenvollen Geisteshaltung, die gleichfalls wesentlich die Niederlage des Protestantismus verursachte, ist kaum in einer leisen Andeutung wahrzunehmen. Ein großer Theil des deutschen Volkes in dieser Zeit wird von jenem allerdings grellen Worte eines italienischen Beobachters, dessen schon oben gedacht wurde, getroffen: „Dem Weine ist diese Nation noch mehr als Martin Luther ergeben.“ Setzt man statt Wein behaglichen Lebensgenuß, so ist nichts Uebertriebenes daran. Man ehrte und liebte diesen gereinigten Glauben, er war und blieb das theuerste Kleinod der Seele, aber man ging doch nur sehr schwer daran, um seinetwillen das ganze leibliche und bürgerliche Dasein aufs Spiel zu setzen. Man fühlte sich damals in der allseitig verbreiteten Wohlthätigkeit und Weichlichkeit eines genußlichen Lebens so gemüthlich wie zu keiner andern Zeit. Man suchte sich, nur um darin nicht gestört zu werden, durch die gewöhnlichen Sophistereien des Herzens zu betrügen, und es gelang nur zu gut. Besonders haben unsere sonst so tapfern Reichsstädter in dieser Katastrophe darin ein Uebriges gethan, und vor allen vielleicht am meisten die Augsburger, die freilich auch am härtesten dafür gestraft wurden.

Als unser Graf nach seiner gewohnten Art die stolze Inschrift des gewaltigen Rothen Thores in sein Tagebuch notirte:



„Die goldene Freiheit hat diese Bollwerke aufgethürmt . . . . .“, bemerkte er: „Setzt ist die Freiheit der Augsburger so ziemlich von Stroh.“ Und so war es auch, denn Karl V. stellte jetzt den obersten Bürgermeister hier vor, und er war ein strengerer als seine städtischen Kollegen, die der damalige Volkswitz „Gurgelmeister“ zu taufen pflegte. Wolrad fand es zwar boshaft, aber doch einigermaßen wahr. Wollte einer der eigentlichen Bürgermeister dem kaiserlichen Kollegen ja einmal sein alles reichsstädtisches Selbstbewußsein fühlen lassen, so mochte er sich an dem, was dem Bürgermeister Jacob Herbrot gerade in diesen Tagen widerfuhr, ein warnendes Beispiel nehmen. Dieser Jacob Herbrot gehörte zu Denen, welche im Vertrauen auf ihre vollen Geldkästen, ihre stattlichen Häuser und prächtigen Gärten immer noch nicht begreifen wollten, daß es Zeiten geben könnte, wo ihnen das alles nichts helfen sollte. Als er einmal von dem Kaiser zu einer Privataudienz citirt wurde, entschuldigte er sich mit vorgeblichem Unwohlsein. Aber der Kaiser schickte ein Kommando Spanier, welche den stolzen Herrn aus dem Bette und im ärgsten Negligé über die Gasse in den Arrest transportirten. Das Schlimmste folgte jedoch erst später. Er mußte wegen Mißachtung der kaiserlichen Majestät eine sehr hohe Strafe zahlen, und sein Amt verlor er ohnedies bald darauf, wie alle seine Kollegen. Dann, nachdem der Kaiser durch dergleichen Schreckmittel die ohnehin schon eingeschüchterte Bürgerschaft ganz geschmeidig gemacht hatte, griff er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit geradezu in die Verfassung der Stadt ein, zerstörte die alte Zunftordnung und setzte ein streng patrizisches Regiment ein. Freilich hatte er wie den Glauben so auch die Freiheit der Stadt zu schützen versprochen, als sich ihm im Herbst 1546 die Augsburger unterwarfen. Aber Kegeru und Rebellen brauchte man ja nach der Doktrin der kaiserlichen Hoftheologen und welschen Hofjuristen kein Wort

(634)

zu halten. Unter allen den unglaublichen Dingen, die im Laufe des Schmalkaldischen Krieges geschehen waren, mochte wohl die Uebergabe von Augsburg das unglaublichste gewesen sein. Jedermann wußte, daß die Stadt, die stärkste Festung in ganz Deutschland, einer Belagerung auch von einem furchtbareren Heere als das damalige kaiserliche auf lange hinaus gewachsen war. Jedermann kannte ihre unermesslichen Vorräthe an dem herrlichsten Geschütz, das damals überhaupt gefunden wurde; denn hier waren ja die weltberühmten Gießereien, deren Erzeugnisse die aller Konkurrenten im In- und Ausland weit übertrafen. Der eigentliche Nerv des Krieges, Geld, war hier in solcher Fülle aufgespeichert, daß nicht bloß die kaiserlichen Finanzen, sondern die aller damaligen Potentaten der Christenheit hierher für ihre stets wiederkehrende Ebbe Zuflucht zu nehmen sich gewöhnt hatten. Das Vermögen der Fugger wurde allein an barem Gelde auf vier Millionen Goldgulden geschätzt — eher zu niedrig als zu hoch —, also nach dem heutigen Goldwerth und dem damaligen Prozentsatz etwa 200 Millionen Mark. Sie und die Welsler und die Baumgartner hießen nicht umsonst die reichsten Kaufleute der Christenheit. Wenn sie gewollt hätten, hätten sie allein ein ebenso großes Heer, wie der Kaiser damals nothdürftig unterhielt, reichlich bezahlen können. Dazu besaß die Stadt in ihrem ritterlichen Mitbürger Schärtlin, dem berühmtesten deutschen Heerführer jener Zeit, einen Feldherrn, wie man ihn nur wünschen konnte. Und doch hatte das alles, samt der allgemein vorhandenen Begeisterung des Volkes für das Evangelium und seine städtische Freiheit und einem ebenso allgemeinen Hasse gegen das welsche Pfaffenthum und Franzenthum am Hofe des Kaisers nichts geholfen, die Stadt war doch übergeben worden.

Es war ein öffentliches Geheimniß, daß die Geldsäcke, die Harpyen, wie sie unser Tagebuch regelmäßig nennt, die

Fugger, Welser, Baumgartner, Hochstetter, das hinter dem Rücken des Volkes bewerkstelligt hatten. Ihr Interesse als Banquiers der ganzen vornehmen Welt konnte keinen Krieg vertragen, und es verstand sich darum auch ganz von selbst, daß sie fast allein in der großen Stadt mit dem alten Glauben nicht gebrochen hatten, weil es der ihrer hohen Kunden war. Das Tagebuch erwähnt beiläufig der letzten Versuche, die der treffliche Schärtlin machte, um diese kleine, aber begreiflich sehr mächtige Partei zu beseitigen. Als er sah, daß seine muthigen und verständigen Vorschläge zur Bertheidigung durch ihre Intriguen stets durchkreuzt wurden, habe er den Entschluß gefaßt, diese Leute aus der Stadt zu verbannen und sich zum Diktator zu machen. Er sei aber wieder davon abgestanden, indem er mit einem seltenen Beispiel von Selbstverleugnung lieber für sich Gefahr an Leib und Vermögen erdulden, als das Blut seiner Mitbürger vergießen lassen wollte. Es ist von diesem Plane Schärtlins anderweitig nichts bekannt. Man weiß nur, daß er alles aufbot, um den Magistrat zum muthigen Aussharren zu bewegen, aber alles umsonst, und daß er ihm und der Stadt endlich verachtungsvoll den Rücken kehrte. Die Weichherzigkeit des Motivs paßt auch nicht auf die derbe und harte Art des Mannes, wohl aber ist es charakteristisch genug für unsern Grafen, und nicht bloß für ihn allein, daß er diesen Zug lobend erwähnt. Es spiegelt sich eben auch darin jene Scheu vor einem ganzen und durchgreifenden Handeln, die bald auf edlere, bald auf gemeinere Triebfedern zurückgeführt werden mag, in jedem Falle aber die Ursache des Unglücks und der Schmach gewesen ist und immer sein wird.

Doch hatten es die andern nicht besser gemacht als die Augsburger, obwohl sie jetzt diesen alle Schuld zuschoben und nach der gewöhnlichen Art des Maulheldenthums demonstrieren, daß alles ganz anders gekommen wäre, wenn Jene sie

nicht verrathen hätten. Unser Tagebuch tadelt mit Recht diesen Haß der anderen Reichsstädte gegen die Augsburger und Ulmer als einen solchen, der in den eigenen Eingeweiden wühlt, aber die Gemeinheit und Feigheit, die sich dahinter versteckte, brandmarkt es doch nicht nach Gebühr.

Es ist der korrekten protestantischen Denkweise dieser Zeit völlig entsprechend, daß die andere Gefahr, die der Unterdrückung des gereinigten Evangeliums, das Gemüth des Beobachters viel schwerer bekümmerte, als die weltliche Tyrannei des Kaisers. Freilich gehörte schon ein ungewöhnliches Maß von Stumpfsinn oder Selbsttäuschung dazu, wenn man nicht bemerkte, worauf es hier in Augsburg und anderwärts abgesehen war. Die kaiserliche Staatskunst liebte zwar auch hier leise aufzutreten und das Wild namentlich von allen Seiten mit Netzen zu umstellen, und erst wenn der rechte Augenblick gekommen war, wurden diese mit rascher und geschickter Hand zugezogen und die zappelnde Beute erbarmungslos gewürgt. Noch war in Augsburg die neue Lehre nicht geradezu unterdrückt oder ihre Befenner als solche verfolgt worden. Doch deutete schon jetzt manches auf das hin, was bald kommen sollte. Der Rath hatte, seinem übrigen Benehmen entsprechend, vor der Uebergabe der Stadt aus freien Stücken, aber natürlich ganz in der Stille, dafür gesorgt, daß einige kleinere von den vielen Kirchen, die in der That zu viel für die Bedürfnisse des neuen Kultus waren, in Stand gesetzt und dem katholischen Kultus zurückgegeben wurden. In der Kapitulation selbst war nichts Derartiges ausbedungen und nach dem Wortlaut, daß in der Religion nichts geändert werden solle, die Stadt zu nichts verpflichtet. Man glaubte aber durch eine solche Liebedienerei sich an dem Kaiser einen gnädigen Herrn erwerben und weitere unangenehme Maßregeln abgewendet zu haben. Aber wie man es nicht besser verdiente, so wurde man auch behandelt. Der Kaiser erklärte, daß er sich mit diesen

kleinen Kirchen nicht begnüge, er wolle den Dom und einige andere Hauptkirchen haben, und es blieb nichts übrig, als auch hierin nachzugeben. Mit abichtlichem Gepränge wurde nun der katholische Kultus in der Stadt, die seiner lange genug entwöhnt war, wieder eingebürgert. Gab es auch, außer den wenigen patrizischen Familien, die sich noch zu der alten Kirche hielten, Niemand unter den Einheimischen, der an ihm theilnahm, es füllten sich die Kirchen doch mit vielen Fremden, die der Reichstag und die Anwesenheit des Kaisers in die Stadt zog. Auch gab man sich, nach einer Notiz in unserem Tagebuche, mit Erfolg Mühe, aus dem benachbarten Bayerischen, das nur durch den Lech von der Stadt getrennt war, andächtige Scharen heranzulocken. Es gehörte zu diesem System, daß alle höheren Feste mit möglichst auffallendem Glanze gefeiert wurden. So bewegte sich am Frohnleichnam seit langen Jahren zum ersten Male wieder eine Prozession durch die Straßen. Der Kaiser, der römische König, eine Menge der höchsten Herren aller Nationen folgten ihr, und, was Wolrad wie alle Protestanten am tiefsten kränkte, darunter auch Viele, die sich zu dem Evangelium bekauften. Schon tags vorher war Feierabend durch die städtische Polizei geboten worden, da die Prediger sich entschieden weigerten, das Feiertagsgebot von ihren Kanzeln zu verkündigen. Ein paar arme Weber, die sich unpassende Aeußerungen über den „heidnischen“ Pomp der Prozession erlaubt haben sollen, wurden gefaßt und mit absichtlicher Schaustellung in Ketten durch die Straßen geführt. Es geschah nicht bloß, wie das Tagebuch meint, nach der Maxime: *dat veniam corvis, vexat censura columbas*, oder deutsch: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, sondern es sollten auch die *corvi* damit eingeschüchtert werden, die freilich schon ohnehin Schrecken genug in den Gliedern hatten!

Diese Frohnleichnamsprozession war auch ein Stück des



„pomphöfischen“ Reichstages, und der Kaiser wußte es, wie gesagt, so einzurichten, daß so oft wie möglich dergleichen aufgeführt wurde. Der Zufall half ihm dabei. Der Tod des nahe verwandten Königs Sigismund von Polen wurde Veranlassung zu prunkenden Exequien am 6. Mai in der Domkirche. Daran betheiligten sich die anwesenden protestantischen Kurfürsten. Unser Tagebuch wird hier ganz seinem sonstigen gemäßigten Stile untreu. Es kann nicht derbe Worte genug finden, um diese weibische Feigheit zu brandmarken. Was den Grafen noch besonders kränkte, war, daß auch die Landgräfin Christine von Hessen wie eine „Taube“ unter „Krähen“ dabei zugegen war. Obgleich sie als Tochter des streng katholischen Herzogs von Sachsen, aber auch nicht weniger als Gemahlin des protestantischen Landgrafen keine Ursache hatte, die neue Lehre für soviel besser in ihren Früchten zu halten als die alte, so gehörte sie doch zu ihren eifrigsten und treuesten Anhängerinnen. Der römische König Ferdinand hatte selbst einige hohe Hessen zu ihr gesandt und hatte bei ihr die Einladung zu dieser katholischen Feier auf eine Art angebracht, daß sie nicht wohl anders konnte, als ihr Folge zu leisten, obgleich sie es mit den schwersten Gewissensqualen that. Aber wenn sie sich nicht gänzlich alle Hoffnung auf einen Erfolg des heiligen Werkes, das sie sich zu ihrer nunmehr einzigen Lebensaufgabe gemacht hatte, der Befreiung ihres Gemahls, abschneiden wollte, so durfte sie den Kaiser und seinen Bruder nicht durch eine Ablehnung beleidigen. Diese Gewissensangst war eben auch ein Stück der schweren Dornenkrone des Martyriums, welches die Fürstin zu tragen hatte. „Unglaubliche Geduld“ rühmte Graf Wolrad als die größte ihrer Tugenden. Die hatte sie in ihrer Ehe auch in glücklichen Tagen zur Genüge erproben können, — man denke nur an die angetraute Nebenfrau, die sie ihrem Gatten zugestehen mußte —, um wieviel mehr aber jetzt, wo sie, alles vergessend, nur für seine

Befreiung lebte und auch starb. Denn ihr Tod, der schon im nächsten Jahre erfolgte, hatte keine andere Ursache, als die übermäßigen körperlichen Anstrengungen und die Seelenleiden, die mit ihrer trostlosen Aufgabe unzertrennlich verbunden waren. Wo sie auch hinblickte und die Hand nach Hülfe ausstreckte, fand sie feindliche oder kalte Gesichter und Herzen. Ihr eigener Schwiegersohn Moriz von Sachsen that wohl ungefähr so viel, als er Schande halber nicht lassen durfte, aber das war sehr wenig und fruchtete gar nichts. Ihr Gemahl quälte sie nach seiner selbstsüchtigen Art mit fortwährendem Drängen um Hülfe. Er stellte sich womöglich noch unglücklicher über sein Leiden, als es ihm zu Muth war, oder als er das Recht hatte zu sein, nur um nach der Weise solcher Charaktere den andern zu verzweifelter Ueberspannung seiner Kräfte zu treiben. Man kann sich denken, was sie bei den Berichten von den groben und höhnischen Ungebührligkeiten seiner spanischen Wache, denen er Tag und Nacht ausgesetzt war, empfand, oder als sich das Gerücht verbreitete, er sei aus Verzweiflung über seine Leiden in Wahnsinn verfallen.

Noch war das Gemüth des deutschen protestantischen Volkes zu sehr erfüllt von der befreienden und erhebenden Macht der neuen Lehre; es fühlte noch zu sehr die Innerlichkeit des Evangeliums in ihrer ganzen Kraft, als daß auf dem Wege, den der Kaiser hier in Augsburg einschlug, viele Proselyten für die alte Kirche gewonnen worden wären. Es bedurfte erst einer beträchtlichen Herabstimmung der öffentlichen Geister, bis die äußeren Formen des katholischen Kultus wieder anders als fremdartig und abstoßend zu wirken vermochten. Dreißig Jahre später war das deutsche Volk so weit gelangt, und die natürliche Reaktion gegen jene doktrinär idealistischen Tendenzen des eigentlichen Reformationszeitalters machte ihr Recht geltend. Jesuiten und Kapuziner haben dann nicht ermangelt, den ihnen

günstigen Umschwung des öffentlichen Geistes auszubenten, und wenn auch ein großer Theil der Erfolge der sogenannten Gegenreformation äußeren Gewaltmitteln zuzuschreiben ist, so wird man doch auch billigerweise zugestehen müssen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben auch ohne äußere Gewalt erreicht worden ist. Wie man damals, zur Zeit der vollkommensten Niederlage der protestantischen Sache, über diesen Punkt dachte, spricht unser Tagebuch überall aus.

Nachdem das Interim am 15. Mai publizirt worden war, begann eine neue Reihe von Beängstigungen und Demüthigungen für den Rath der Stadt Augsburg. Gerade hier konnte der Kaiser natürlich am wenigsten gestatten, daß man das Produkt seiner klugen Staatskunst als todtgeboren behandelte, und die städtische Obrigkeit hätte ihm gern den Willen gethan, wenn sich nur unter den Geistlichen und dem Volke ein nicht zu heftiger Widerstand kundgegeben hätte. Erst nach der Entlassung des angesehensten Predigers der Stadt und grimmigsten Gegners der neuen Bekenntnißform, Dr. Wolfgang Musculus, waren dem Interim, wenigstens in Augsburg, die Wege geebnet. Die übrigen Kollegen des geistlichen Ministeriums machten zwar ihrem Haupte keine Schande, doch hielt es nicht so schwer, nachdem man einmal den Schlag gegen dieses glücklich geführt hatte, auch sie nach und nach zu beseitigen, und das Interim herrschte jetzt bis ins Frühjahr 1552 in den veränderten Gotteshäusern der Stadt, von welcher das gemeinsame Bekenntniß aller Anhänger des gereinigten Evangeliums den Namen trug. So war ihr der „geharnischte und pompöse Reichstag“ theuer genug zu stehen gekommen: er hatte die religiöse und zugleich auch die politische Freiheit gekostet, viel mehr als dem armen Waldecker Grafen, dessen Geldbeutel wohl auch schwer gelitten hatte, dessen Gewissen und Ehre aber rein geblieben waren, auch in jener bösen Stunde, wo er vor dem „allergnädigsten“ Kaiser auf den Knien gelegen hatte.

günstigen Entwicklung des öffentlichen Geistes auszuweichen, und  
 wenn auch ein großer Theil der Befolge der sogenannten Reform-  
 reformation äußeren Gewohnheiten angehörig ist, so wird  
 man doch auch billigerweise annehmen müssen, daß ein nicht  
 unbedeutlicher Theil derselben auch eine höhere Bildung erreicht  
 haben. Wie man bemerkt, zu Zeit der hochentwickelten  
 Abstrakte der protestantischen Kirche über diesen Punkt dachte,  
 spricht unter Tölpeln überall aus, und so ist es auch  
 Nachdem das Interim am 15. Mai published worden war,  
 begann eine neue Reihe von Verhandlungen und Bemühungen  
 für den Staat der Stadt Augsburg. Gewordener für konnte der  
 Kaiser natürlich am wenigsten gehalten, daß man das Interim  
 seiner künftigen Staatskunst als festhalten beabsichtigte, und  
 die höchste Dignität ihm gern den Willen geben, wenn  
 sich nur unter den Umständen und dem Wille ein nicht zu befehlen  
 Abschiede hinzugeben hätte. Erst nach der Entlassung der  
 angeordneten Prälaten der Stadt und gründerischen Gewand der  
 neuen Reformationsform, Dr. Wolfgang Musculus, worden dem  
 Interim, wenigstens in Augsburg die Kräfte gebunden. Die  
 übrigen Mitglieder des geistlichen Ministeriums machten zwar  
 ihrem Haupte keine Schande, doch hielt es nicht für passend,  
 nachdem man einmal den Entschluß gegen dieses glückselig geblieben  
 hatte, auch sie nach und nach zu befehlen, und das Interim  
 für sich selbst als im Herbstjahr 1548 in den nächsten Jahren  
 können der Stadt von welcher das gemeinsame Bekennen  
 aller Mitglieder des geistlichen Bannschlusses den Namen trug.  
 So war der Befehl nicht und heilige Schrift über  
 genug zu haben genommen; er hätte die Feindschaft und zugleich  
 auch die politische Freiheit erhalten, viel mehr als dem Namen  
 nach. Dieser großen Kaiser, welcher wohl auch seinen geistlichen  
 Vorgesetzten, welche die Kirche nicht verlassen hatten,  
 auch in keiner Weise schmeicheln, nur er, der beim Kaiserhofe  
 Kaiser auf den Thron gelangen hatte.

Verhandlung v. d. 2111. 1548.